

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 24 (1944-1945)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

war der Wunsch wach geworden, noch einen weiteren Schritt zu wagen und die Chorlieder nicht nur zur Musik zu sprechen, sondern durchwegs zu singen. Dieser Wunsch ist nun bei der „Antigone“ in Erfüllung gegangen. Doch wurde es bei diesem neuartigen Experiment deutlich, daß sich der griechische musikalische Akzent nicht ohne weiteres auf den deutschen Vers mit seinem Stärkeakzent übertragen läßt. Wenn man schon so weit geht, dann muß auch noch der letzte Schritt getan werden, die Chorlieder in der Ursprache zu singen.

Noch ein Wort zu Ort und Zeit der Aufführungen. Die Bühne Dietschiberg war für die szenischen Gegebenheiten der taurischen „Iphigenie“ wie geschaffen: glaubte man sich doch inmitten der Bäume, die den Blick auf ein kleines Holztempelchen freigaben, in den heiligen Hain der Artemis im fernen Taurerland verschlagen. Dies verleitete allerdings manchmal zu allzu naturalistischen Effekten. In Bern war diese Gefahr nicht vorhanden; hier war im Gegenteil die Szenerie fast etwas zu mager ausgefallen, um in uns den Eindruck des Versammlungsortes vor dem thebanischen Königspalast zu erwecken. Zum Glück wurde wenigstens vor einem natürlich gewachsenen Hintergrund und nicht vor der wenig erfreulichen Rückseite der Universität gespielt. Etwas anderes lehrte uns aber die abendliche Vorstellung in Bern, im Gegensatz zur nachmittäglichen auf dem Dietschiberg, daß das Scheinwerferlicht das Leben der Maske ertötet, und daß sie nur im vollen Tageslicht zu ganzer Wirkung kommen kann.

Noch vieles ließe sich über die vortrefflichen Masken (Luzern: H. Gygaz; Bern: M. Bignens), über die Kostüme — wer vergäße die Gestalt eines Thoas oder Kreon? —, über die edle Begeisterung der Mitwirkenden, und nicht zuletzt über die Stücke selbst sagen; doch stehe hier vor allem der aufrichtige Dank für diese beiden eindrucklichen Theatererlebnisse.

André Lambert.

Bücher Rundschau

Geschichte und Politik.

Das bernische Patriziat und die Regeneration.

Die Betrachtung des Historikers kehrt gerne zurück zu den Zeiten, da sich für die Schweiz die Grundlagen des heutigen Bundesstaates vorbereiteten. Die Regeneration von 1831/1832 hat tief in die früher herrschende Schicht des Patriziates in den Städtkantonen eingegriffen, sie hat auch vollendet, was 1798 und 1803 begonnen, dann zur Zeit der Restauration zurückgetreten war. Vor Jahren hat Richard Feller über das Aufkommen des neuen Geistes in der Restaurationsperiode geschrieben und dabei seinen Blick besonders auf Bern gerichtet. Was Gruner bietet, ist stoffgesättigte Darstellung in breitem Fluß, vorzüglich formuliert und eingeordnet in den allgemeinen Gang der Geschichte *). Die Jahre um 1830 sind in unseren Kantonen der Ausgangspunkt der Entwicklung, daß die Zahl (und schließlich die Masse) als entscheidender Faktor ins staatliche Leben eintritt. Die ganze seitherige Entwicklung ist eine folgerichtige Anwendung dieses Grundsatzes. In der modernen Demokratie entscheidet die Mehrheit. In den Städtkantonen ging es um den Ausgleich zwischen Hauptstadt und Landschaft, es ging um die Stellung des Patriziates, das seit Jahrhunderten die erfahrenen Regenten gestellt hatte.

Was Olten im Kanton Solothurn, was Winterthur im Kanton Zürich gewesen ist, das war im Kanton Bern die Landstadt Burgdorf mit den Brüdern Karl

*) Erich Gruner: Das bernische Patriziat und die Regeneration. Lang, Bern 1943.

und Hans Schnell. Von hier aus ging der Anstoß zur bernischen Verfassungsrevision, zur Einberufung des Volkstages von Münsingen. Das Verdienst des patriotischen Schultheißen Fischer war es, seinen Kanton vor dem Bürgerkrieg bewahrt zu haben. Er riet in der entscheidenden Sitzung des Großen Rates vom 13. Januar 1831 zu friedlichem Austrag und befürwortete den Rücktritt der aristokratischen Regierung. Zwei Staatsanschauungen standen einander gegenüber. Den Grund, welcher die Klüft verbreiterte, sah Fischer in der Verschiedenheit der aristokratischen und demokratischen Regierungsmethoden. Der alte Obrigkeitsstaat herrscht gemäß dem Souveränitätsrecht der Stadt. Ohne gewaltjam zu sein, ohne den Schutz der Waffen, stand die Regierung an der Spitze des Volkes, das selbst jederzeit zu den Waffen hätte greifen können, eigentlich ein wunderbares Schauspiel! Aber jetzt fordere, so meinte Fischer, das Volk Selbständigkeit und Befreiung von dem väterlichen Regiment. Entschließe sich die Regierung trotz den vorhandenen Gegenätzen zu bleiben, dann erwecke es den Anschein, als ob sie nicht um des Volkes willen, sondern um der Vortheile wegen bleiben wolle. Darum, so schloß Fischer, sehe er die Notwendigkeit des Rücktrittes der Regierung. „Hat die Leidenschaft die Gemüther uns als Obrigkeit entfremdet, so möge dereinst Billigkeit und Wahrheit unser Andenken retten und ehren“. Diese Ehrenrettung, im Sinne historischer Wahrheitsforschung, hat Gruner unternommen. Sein Buch ist eine von den Grundätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit getragene Würdigung des bernischen Patriziates. Eine solche Darstellung war notwendig und konnte nach mehr als hundert Jahren geschrieben werden, war doch die zeitgenössische Literatur zu sehr vom Tagesstreit beeinflusst. Das herkömmliche Geschichtsbild war radikal gefärbt. Gruner hat als erster Zutritt zu den Privatarchiven des Patriziates erhalten und kann daher Dinge mitteilen, die bisher als nicht deutbar galten. Dies läßt sich aus seinen wohlgeordneten Lebensbildern spüren. In der ganzen Darstellung schwingt der große Zug der bernischen Geschichte mit. Immer wieder erinnern wir uns der Tatsache, daß Bern der größte Stadtstaat Europas nördlich der Alpen war, hervorgegangen aus dem Ringen zwischen Kommunalstaat und Fürstenstaat.

Als das Patriziat 1831 abdankte, war die Bahn für eine neue Verfassung und damit für neue Behörden frei. Von jetzt an spaltete sich das bernische Patriziat: eine Gruppe war zu Anhängern der liberalen Staatstheorie geworden und hatte mit der alten Zeit schon vorher gebrochen. „Sie sahen eine neue glänzende und ehrenvolle Zukunft in der Volksregierung, in der sie die ersten Staatsämter zu bekleiden hofften“. Die andere Gruppe, die „Ultra“, war gegen jede Konzession und konnte im neuen Regiment nichts anderes sehen als eine Wiederholung der Ereignisse von 1798. Wie man einen geistigen Zusammenhang der bernischen Bewegung mit Frankreich nicht leugnen konnte, so befürchteten die unentwegten Anhänger des Alten einen Angriff von Frankreich. Belgien, so argumentierten sie, ist der erste gelungene Versuch der Franzosen, die neuen Grundsätze auch bei ihren Nachbarn einzuführen; die Schweiz soll der zweite sein... Gruner untersucht die Haltung der Patrizier gegenüber der neuen Verfassung, die Wahlen, die Zusammenstöße zwischen Regierung und Patriziat. Der Reaktionsputsch oder das sog. Werbekomplott von 1832 wird neu beleuchtet. Es ist Gruner gelungen, auf die sehr verwickelten und bisher ungenügend erhellten Vorgänge etwas Licht zu werfen. Die Quellen aus dem Nachlaß der damals verurteilten Anhänger des Alten konnten benutzt werden. Natürlich wurde die Erlacherhof-Verschwörung von den politischen Gegnern des Patriziates tüchtig ausgeschlachtet.

In den nächsten Jahren erlebte der Kanton Bern die erste Periode einer demokratischen Regierung (immerhin im alten Sinne zu verstehen: repräsentative Demokratie), wobei die Behörden von den altgefeimten Elementen gesäubert wurden. Besonders hartnäckig war der Kampf um das Obergericht. Gegen die materiellen Vorrechte der Patrizier unternahm das neue Regiment verschiedene Vorstöße: einmal sollten im sog. Dotationsstreit städtische Fonds in beträchtlicher Höhe dem Kanton zugeführt werden, dann ging es hinter die sog. Schatzgelder, und schließlich wurde auf dem Wege der Gesetzgebung die Auflösung der Familienkisten (Familienfonds) eingeleitet. — Die einen der Patrizier blieben in der Defensive, die anderen gingen zur Offensive über und suchten wieder eine gewisse Volksgruppe um sich zu scharen. Die von den Radikalen benützte Form der Vereine

wurde auch von den Patriziern nach Kräften angewendet. Auch die Publizistik in Presse, Broschüren und Flugblättern diente ihnen. Aber die Entwicklung zum eigentlichen Volksstaat ließ sich nicht aufhalten. Die Zeiten des Patriziates waren vorbei. Daß es zu einem schroffen Bruch kam, lag doch wohl an der unverföhnlichen Haltung der neuen Regenten. — In seinem Schlußkapitel gibt Gruner eine wohl abgewogene Würdigung des bernischen Patriziates. Er kann mit Recht darauf hinweisen, daß 1940 erstmals ein Berner Patrizier in die oberste Landesbehörde der Eidgenossenschaft eingetreten ist. — Gruners' Buch ist eine gute Darstellung eines bedeutenden geschichtlichen Stoffes. Anton L a r g i a d è r.

Bismarck.

Es mag in unjener von dem Druck der eigenen Probleme so schwer belasteten Zeit fraglich erscheinen, ob die Auseinandersetzung mit einer für uns noch lebendigen, geistig dennoch verhältnismäßig ferngerückten Vergangenheit auf fruchtbaren Boden fällt. Wenn Siegfried v. Kardorff jetzt seine in den Jahren 1923 bis 1930 gehaltenen Vorträge über Bismarck und den Kulturkampf, über den Sturz des Kanzlers und über die Zeit nach seiner Entlassung in neuer Bearbeitung veröffentlicht, so gibt der Verfasser selbst im Vorwort den Schlüssel zu diesem Tun, indem er das Buch vor allem der Erinnerung an die von seinem Vater miterlebte und durchkämpfte Zeit und dem Ausdruck seiner vom Vater ererbten Verehrung für den Fürsten Bismarck widmet¹⁾.

In aufgelockerter Form mischt Kardorff in diesen Vorträgen die Wiedergabe persönlicher Erinnerungen mit dem Abdruck von Gesetzen und Dokumenten. Neben der historischen Betrachtung steht die unbarmherziger zeichnende, anekdotenhafte Beleuchtung. Dem Leser wird so das Buch zur leichteren, gerne genommenen Kost. Dabei darf aber die Gefahr nicht verkannt werden, daß das Zusammenfügen nicht gleichartiger Bilder geeignet ist, das Panorama zu verschieben und es den mit der Materie nicht so vertrauten Augen des Fremden erschwert, die Gesamtschau zu gewinnen, wie sie dem Verfasser als selbstverständliche Voraussetzung vor-schwebt. Denen aber, die dieser Vergangenheit noch aus eigenem Erinnern verbunden sind, wird Kardorff das Gedenken lebendiger gestalten, und der historische Betrachter dieser Epoche erhält in dem Buch eine noch von dem Mitempfinden des Autors getragene Ergänzung der Literatur.

Aus einer ganz anderen Einstellung heraus hat Rechtsanwalt Dr. Erich Eyck seine jetzt im zweiten Bande vorliegende Bismarck-Biographie geschrieben²⁾. Eyck hat kürzlich eine Biographie von Gladstone veröffentlicht und ist der Autor von „Des deutschen Bürgertums Schicksalsstunde“ und „Die Monarchie Kaiser Wilhelms II.“. Er ist der Auffassung, daß das Feuer zu den beiden großen Weltkriegen der Gegenwart bereits mit dem deutsch-französischen Kriege 1870—1871 gelegt worden sei. Ursache und Schuld für die heutigen Nöte sucht er in der Vergangenheit, und dieser Blickwinkel ist es wohl, der sein Urteil über Bismarck maßgeblich beeinflusst. Schon der erste Band seiner Biographie des Reichsgründers hatte trotz umfassender Kenntnis des Materials und einer flüssigen Schilderungskunst in dem Leser den Eindruck erweckt, daß Eyck nur widerwillig die Leistung dieses Staatsmannes anzuerkennen bereit ist und vorzüglich die Schattenseiten der komplexen Persönlichkeit Bismarcks in den Vordergrund zu stellen wünscht³⁾. Diese Zielsetzung hat sich in dem jetzt vorliegenden zweiten Band noch stärker ausgeprägt.

Nur die kurze, aber entscheidende Zeitspanne von 1864 bis 1871 ist Gegenstand der neuen Veröffentlichung. Über Gastein und Königgrätz nach Nikolsburg; über Luxemburg und die belgische Eisenbahnkrise nach Ems und Versailles; vom Zerfall des deutschen Bundes über die Gründung des Norddeutschen Bundes und den Abschluß der Schutzverträge mit Süddeutschland durchwandert Eyck mit dem

¹⁾ Siegfried v. Kardorff: Bismarck im Kampf um sein Werk. Mittler, Berlin 1943.

²⁾ Erich Eyck: Bismarck, Leben und Werk. Zweiter Band. Kentsch, Erlensbach-Zürich 1943.

³⁾ Siehe Märzheft 1942, S. 660/62.

Leser den mühseligen Weg zur deutschen Einheit. Der Autor versteht dabei mit Geschick jeden einzelnen politischen Schritt zu analysieren und so zu beleuchten, daß Bismarcks nicht zu leugnende Erfolge vor allem als Triumph der Skrupellosigkeit erscheinen. Bei den Gegenspielern des großen Preußen und Deutschen findet Eyck dagegen nur Lauterkeit und Friedensliebe. Es ist das Verhängnis eines noch zu Lebzeiten erlangten Ruhmes, daß sein Träger nicht das banalste Gespräch führen kann, ohne daß darüber Buch geführt würde. Aber nicht jedes, in der Wahrung des Augenblicks gesprochene Wort kann ein richtiges Urteil über den Sprecher begründen. Entscheidend bleiben seine Handlungen. Aussprüche lassen sich leicht wunschgemäß zusammenstellen, und so versteht es Eyck vorzüglich, seine Vorstellung von Bismarck durch Zitate zu untermalen und in dem preußischen Ministerpräsidenten ebenso den erfolgreichen Staatsmann und Diplomaten wie den Sündenbock aller Wirren zu schildern. Entscheidend wird diese Beleuchtung dadurch beeinflusst, daß Eyck bei seiner interessanten Darstellung der einzelnen Vorgänge darauf verzichtet, die Handlungsweise der beteiligten Faktoren aus den Möglichkeiten und Notwendigkeiten ihrer Zeit heraus zu erläutern. Diese selbstverständliche Grundlage allen Urteils würde wohl Eyck nicht daran hindern, den Stab seiner moralischen Entrüstung über Bismarck zu brechen. — Aber sie würde der post eventum leicht gefaßten Ansicht „Es hätte besser gemacht werden können“ oft den Boden entziehen. Vor allem aber würde sich hinsichtlich der Motive und Methoden bei Bismarck und seinen Gegnern Licht und Schatten gerechter verteilen. So schreibt Eyck mehr eine Kritik der politischen Methoden Bismarcks, als eine die Persönlichkeit und ihre Zeit voll erfassende Biographie. Unter diesem Vorzeichen wird man die Darstellung mit Interesse lesen.

Es ist besonders lohnend, neben Eyck auch einen zeitgenössischen Widersacher des Reichsgründers zur Sprache kommen zu lassen. Franz v. Roggenbach ist sein ganzes Leben lang ein durch Erfolg unbestechlicher Gegner des Fürsten Bismarck geblieben. Aber diese aus Überzeugung und trotz mancher, damit verbundener Nachteile, aufrechterhaltene Gegnerschaft gereicht dem badischen Freiherrn durchaus zur Ehre. Es ist eine aus deutschem Bewußtsein heraus gebildete und durch liberale Anschauungen untermalte Ablehnung der politischen Persönlichkeit des Reichsgründers. Franz v. Roggenbach hat selbst als badischer Außenminister und liberaler Süddeutscher 1861 dem Preußischen König einen Vorschlag zum engeren Zusammenschluß der deutschen Staaten auf föderalistischer Grundlage und unter preußischer Führung, unterbreitet. Vielleicht ist sein Urteil über Bismarck besonders in den späteren Jahren dadurch etwas beeinflusst, daß er durch diesen Größeren aus dem Kreis der handelnden Faktoren in dem deutschen Einigungswerk verdrängt worden ist und verurteilt blieb zur Rolle des skeptischen Beobachters. Je geringer die Aussicht für ihn wurde, nochmals auf die politische Bühne berufen zu werden, umso bitterer wurde sein Urteil. Trotz dieser Schärfe zieht das heiße Bemühen um die deutsche Zukunft, das aus den Briefen Roggenbachs spricht, den Leser in seinen Bann. Es ist für beide Persönlichkeiten aufschlußreich, daß Bismarck im Dezember 1871 seinen Gegner als möglichen Nachfolger bezeichnet hat. Der Briefwechsel des badischen Staatsmannes mit der Königin und Kaiserin Augusta und mit dem Admiral Albrecht v. Stosch ist jetzt von Heyderhoff bearbeitet und herausgegeben worden⁴⁾. Die dankenswerte Veröffentlichung ist im Rahmen der Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts erfolgt, und hierdurch wird ihr Charakter bestimmt. Heyderhoff verzichtet auf einen begleitenden und einführenden Text. Die Briefe Roggenbachs sind meist ohne die Antworten von Stosch und der Kaiserin Augusta abgedruckt. Nicht ein abgerundetes Bild der Entwicklung von 1865—1896, sondern einzelne Vorgänge, große Politik ebenso wie Fragen geringster Bedeutung, werden von Roggenbachs aufschlußreicher Beleuchtung erfaßt. Von großem Interesse ist es, zu sehen, wie Roggenbach durch die Königin und Kaiserin Augusta auf die politischen Entscheidungen und vor allem auf den König Einfluß zu gewinnen suchte. Die Königin hat seine Briefe oft wörtlich oder nur durch wenige auf ihrem feineren, weiblichen Verständnis, für die Psychologie ihres

4) Julius Heyderhoff: Im Ring der Gegner Bismarcks. Denkschriften und politischer Briefwechsel Franz v. Roggenbachs mit Kaiserin Augusta und Albrecht v. Stosch. Koehler & Amelang, Leipzig 1943.

Gemahles beruhende Streichungen ergänzt, für ihre Schreiben an König Wilhelm übernommen. Bismarck hat diesen Einfluß oft störend empfunden. Dabei bleibt es bemerkenswert, daß Roggenbach für die Führung der Politik und vor allem für die deutsche Einigung in vielem weitergesteckte Ziele als Bismarck hatte. Der Liberale, der Mann des „Fortschritts“, fühlte nicht das unnütze Erinnern, glaubte die Menschen und Völker nach seinem Bilde formen zu können. Ob nicht ein Festhalten selbst an überalterten Institutionen dem chirurgischen Eingriff in die Staatsentwicklung vorzuziehen ist, wird der stete Streit der Meinungen und Temperamente bleiben. Bismarcks Gestalt wird dadurch für viele so schwer verständlich, daß in seiner Persönlichkeit revolutionäre und konservative Elemente vereinigt sind.

Der von unbestechlichem Wirklichkeitsjinn und naturhaftem Einfühlungsvermögen getragene Wille des Reichskanzlers durchflutete seine Umwelt. Seine Gestalt überschattet auch das Bild, welches Helmut Krausnick von der Geheimpolitik Holsteins in den Jahren 1886 bis 1890 aufzeichnet⁵⁾. Durch umfassende Forschungen und gründliche Sichtung des Wiener Aktenmaterials hat sich Krausnick die Grundlagen geschaffen für eine verständnisvolle Analyse des politischen Weges des Geheimrats von Holstein. Bei ihrem Vergleich mit der Zielsetzung und Methode Bismarcks grenzt sich Diplomatie scharf ab gegen die Lüge als System. Krausnicks von historischem Einfühlungsvermögen getragene Darstellung der außenpolitischen Entwicklung beim Ausklang der Ära Bismarcks ist außerordentlich lesenswert. Die Mitteilungen, die Holstein den diplomatischen Vertretern Osterreich-Ungarns heimlich zukommen ließ, werden erläutert und dabei den Gesprächen und Erlassen der offiziellen Politik gegenüber gestellt. Krausnick versteht es zum Beispiel, die entscheidenden Folgen erkenntlich zu machen, die bei wirklich sachtundiger Führung des diplomatischen Spiels schon durch die geringste Änderung des Wortlauts politischer Mitteilungen verursacht werden können. Die gegen den Vorgesetzten und Meister arbeitende Gestalt Holsteins wird durch diese objektive Forschungsarbeit von einer unbarmherzigen Beleuchtung erfaßt.

Der Kampf des Geheimrats gegen die Anlehnung an Rußland entsprang zum Teil wohl dem Bestreben, sich von Bismarck zu lösen und zur Befriedigung des eigenen Machtbedürfnisses selbständige Wege zu gehen. Auch der Wunsch, sich der politischen Gedankenwelt des Thronfolgers anzupassen, die Verbindung mit der Zukunft für sich selber zu sichern, scheint entscheidend ins Gewicht gefallen zu sein. Die von Krausnick sachlich wiedergegebenen und mit kritischem Verständnis kommentierten Handlungen und Äußerungen Holsteins zeigen aber vor allem auch, wie wesensfremd der Geheimrat dem Reichskanzler gegenüber stand. Holstein konnte sich eine Politik ohne maßgeblichen Einfluß persönlicher Motive und gefühlbedingter Vorurteile nicht vorstellen. Nach seiner Auffassung wurden die internationalen Beziehungen wesentlich bestimmt durch Völkerfreundschaften und Feindschaften, wie sie sich durch Wesen, Charakter und Gefühle der Nationen formen und wie sie durch Gemeinsamkeiten oder Gegensätze des innerstaatlichen Aufbaues der Länder gefördert werden. Bismarck dagegen schrieb bereits 1857 an Leopold von Gerlach „Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienst meines Landes nicht zu rechtfertigen“. Ihm waren die anderen Staaten ohne Rücksicht auf solche Empfindungen und auf die jeweiligen Personen und Formen der Regierung nur Steine, und zwar unvermeidliche Steine im Schachspiel der Politik. Das Unverständnis für Realpolitik im eigentlichen Sinne des Wortes, ließ Holstein in Bismarcks kühl rechnenden Zügen eine Unehrlichkeit vermuten. Hier glaubte er den Angriffspunkt für seine Intrigen und sein Streben nach Macht zu finden. Zu Einfluß gelangt, wollte er Realpolitik treiben und dennoch den Völkerfreundschaften und Feindschaften, einen bestimmenden Einfluß gewähren. Neben dem Grundzug des do ut des wurde er geleitet von seinen Anschauungen über die Sympathien und Antipathien zwischen den Nationen und unter den Menschen. In diesem Dilemma wurde Holstein zu der inkonsequenten und unzuverlässigen Handlungsweise getrieben, die er zu Unrecht dem großen Meister vorwarf.

W. U. S.

⁵⁾ Helmut Krausnick: Holsteins Geheimpolitik in der Ära Bismarck 1886—1890. Dargestellt auf Grund unveröffentlichter Akten. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1942.

Aus der Welt der Antike.

Philosophie der Griechen.

Die griechische philosophische Literatur ist für uns ein wüstes Trümmerfeld. Abgesehen von ein paar Spätlingen aus der Kaiserzeit besitzen wir nur Platon vollständig; von Aristoteles fehlt alles, was er für eine weitere Öffentlichkeit publizierte: das von ihm Erhaltene war ausschließlich für den internen Gebrauch seiner Schule, des sog. Peripatos, bestimmt. Alle andern Philosophen sind verloren: die Vorsokratiker, wie wir mit einem häßlichen Namen die ersten Denker Griechenlands bezeichnen, die Stoiker, Epikur und seine Schüler, und muß mühsam rekonstruiert werden aus philosophiegeschichtlichen Handbüchern, aus Zitaten bei späteren Autoren, aus christlichen Polemiken usw., aus Angaben, die an hunderterlei verschiedenen Orten verstreut sind. Voraussetzung für eine ernsthafte Beschäftigung mit jenen Denkern und für eine Philosophiegeschichte war deshalb die Sammlung dieser Stellen, ihre Sichtung und kritische Behandlung. Eine gewaltige Aufgabe, denn jede einzelne von ihnen hat ihren eigenen Zusammenhang, ihre individuelle Stärke oder Schwäche, ihre Überlieferung und ihren Wahrheitswert oder -unwert. Begreiflich, daß es viele Generationen philologischer Arbeiter bedurfte, bis Sammlungen zu Stande kamen, die in Bezug auf Vollständigkeit, kritische Haltung und praktische Benutzbarkeit einem gewissen Ideal entsprachen. Begreiflich auch, daß diejenigen Schulen und Zeiten zuerst berücksichtigt wurden, die ausschließlich in solchen Fragmenten überliefert waren. So liegen seit einiger Zeit die Vorsokratiker, Epikur und die Stoa in mustergültigen Sammlungen vor. Weniger dringend war die Verpflichtung, die Platoniker und Peripatetiker vorzulegen, da diese natürlich ganz im Schatten ihrer großen Schulgründer stehen. Aber auch diese Aufgabe war nur über noch Wichtigem vertagt. Ihre Zeit ist jetzt gekommen. Am brennendsten ist das Bedürfnis nach einer Sammlung der Aristoteles-Schüler: mögen sie auch an kritischem Wahrheitsinn, an methodischer Sicherheit, an Universalität noch so sehr hinter ihrem Meister zurückstehen — und sie tun das tatsächlich manchmal in betrüblichem Maße —, so sind doch die Anregungen, die jener gegeben, so unerschöpflich, daß aus ihnen auch für die kleineren Geister seiner Umgebung die Möglichkeiten zu großen Entdeckungen, zur Eroberung ganzer wissenschaftlichen Provinzen, zur Inaugurierung neuer Disziplinen flossen. Vor allem eröffnete Aristoteles in seinen Vorlesungen, durch seine Sammlungen und Vorarbeiten den Ausblick in jene weiten Domänen, die wir heute Geisteswissenschaften zu nennen pflegen. Philosophie-, Literatur-, Kultur-, Musikgeschichte, Grammatik und Sprachwissenschaft, Chronologie usw., alle diese Disziplinen fußen letzten Endes auf den weiten Konzeptionen des Aristoteles, und die Namen seiner Schüler eröffnen den Katalog der auf sie spezialisierten Forscher.

So ist die Pflicht der Philologie, ihre Fragmente herauszugeben, seit langem anerkannt. Diese Aufgabe verlangt hohes philologisches Können und kritische Meisterschaft, denn mit Fragmenten umzugehen ist das Schwerste, was es auf diesem Gebiete geben kann. Sie erfordert aber auch besinnliche Ruhe, uneingeschränkten Zugang zum Besitz der Bibliotheken und die Sicherheit, daß der andere Tag das mühsam Gesammelte nicht wieder zerstöre. Das ist in Europa fast nur noch in unserem Lande möglich, was zugleich aber auch eine Verpflichtung bedeutet, und wir haben allen Grund dafür dankbar zu sein, daß ein schweizerischer Forscher, Prof. Dr. Fritz Wehrli in Zürich, und ein schweizerischer Verlag, Benno Schwabe in Basel, dieses Werk herauszubringen begonnen haben¹⁾.

Von dem auf zwei Bände berechneten Gesamtwerk liegt jetzt eine erste Lieferung vor, die die Fragmente des *Dikaiarchos* von Messina enthält, der als der Begründer der Kulturgeschichte, vor allem mit seinem berühmtesten Buch, dem „Leben Griechenlands“, angesehen werden kann. Der Herausgeber wählte die verantwortungsvollste, aber auch vollendetste Form der Edition: er gibt uns nicht nur die Texte, natürlich mit dem notwendigen kritischen Apparat, sondern fügt einen ausgedehnten Kommentar bei, der nicht allein eine weitgehende Vorbereitung für die jetzt erst mögliche wissenschaftliche Arbeit bedeutet, sondern diese Arbeit zu

¹⁾ Die Schule des Aristoteles. Texte und Kommentar. Heft 1: *Dikaiarchos*, von Fritz Wehrli. Schwabe, Basel 1944.

einem guten Teil schon zu erfolgreichem Ende führt, d. h. soweit führt, als es die dürftige Überlieferung überhaupt zuläßt. Das nunmehr Vorliegende erweckt das Verlangen nach baldiger Fortsetzung, die in der zweiten Lieferung die Figur des Aristoxenos, des Begründers der Musikwissenschaft, vorlegen soll. Mögen Vorbereitung und Herausgabe der künftigen Lieferungen unter einem günstigen Stern stehen.

Ernst Howald.

„Museum Helveticum“.

Es war schon vor dem Kriege, aber ganz besonders während des Krieges, als ein Mangel empfunden worden, daß die Schweiz kein eigenes Organ für das Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft besaß, das die bis jetzt in den verschiedensten in- und ausländischen Zeitschriften verstreuten Studien unserer Gelehrten zusammenfaßte. Diese Lücke füllt nun das von Olof Gigon (Fribourg) redigierte, bereits in zwei Nummern vorliegende „Museum Helveticum“ aus, das neben der klassischen Philologie auch die Sprachwissenschaft, Archäologie und Alte Geschichte berücksichtigt und sich deshalb mit Recht als „Schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft“ bezeichnen kann. „Schweizerisch“ dadurch, daß es Arbeiten in den drei Hauptlandessprachen veröffentlicht und uns so indirekt auch an den verschiedenen Methoden und Richtungen der Forschung teilhaben läßt, die durch Anschluß an die großen ausländischen Schulen bei uns vertreten sind. Aus dieser Zusammenarbeit und Kontaktnahme, wie sie nur auf schweizerischem Boden möglich ist, lassen sich neue Ergebnisse erhoffen, die das allen Ländern und Schulen gemeinsame Erbe der Antike neu zu werten und zu sehen lehren. Auch die Namen der Herausgeber (die hervorragendsten Vertreter ihres Faches aller Universitäten) wie derjenige Benno Schwabes (Basel) als Verleger lassen das Beste für die Zukunft dieser Zeitschrift erwarten.

Ohne jeden programmatischen Aufruf (auch dies ein sympathischer und typischer Zug) führt uns das erste Heft gleich mitten in die Fülle der Probleme und Forschungsgebiete der Altertumskunde hinein und sucht allein durch die strenge Wissenschaftlichkeit und den nüchternen Ernst der verschiedenen Arbeiten zu wirken. Aus dem Inhalt seien hier nur die Würdigung der großen Verdienste um die Sprachwissenschaft des unlängst verstorbenen Eduard Schwyzer durch Albert Debrunner (Bern) und der Beitrag Olof Gigons „Zur Geschichte der sogenannten Neuen Akademie“ erwähnt.

Aus dem besonders reichen zweiten Heft bietet die vorzügliche Arbeit von Hans-Rudolf Schwyzer (Chur) über „Die zwiefache Sicht in der Philosophie Plotins“, die sorgfältige Studie von Fritz Wehrli (Zürich) „Horaz und Kallimachos“ und die neuartige Interpretation von Denis van Berchem (Lausanne) „Le ‚depallio‘ de Tertullien et le conflit du christianisme et de l'Empire“ besonderes Interesse. Wichtige sprachgeschichtliche Untersuchungen liefern ferner Albert Debrunner und Ernst Risch (Zürich).

Es sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß bald ein bibliographischer Teil und eine Übersicht über die noch bestehenden ausländischen Fachzeitschriften folge, was heutzutage besonders für die jüngeren Philologen, denen es nicht mehr möglich war, in Friedenszeiten die nötigen Verbindungen mit dem Ausland anzuknüpfen, eine Notwendigkeit ist. Die ältere Generation, die noch über diese Verbindungen verfügt und zu der immer wieder ein Echo ausländischer Forschung dringt, kann hier große Dienste leisten durch Orientierung und Hinweis. Auch hoffen wir, daß bald ausländische Forscher im „Museum Helveticum“ eine Heimstätte für ihre wissenschaftliche Tätigkeit finden werden, denn auch die Wissenschaft leidet und hungert und pocht an unsere Türen. Auch ihr wollen wir Asylrecht gewähren!

André Lambert.

Literatur.

Die Amerbach Korrespondenz.

Im Auftrag der Kommission der Universitätsbibliothek hat der Altphilologe Dr. A. Hartmann, Lehrer am Humanistischen Gymnasium, die zwei ersten Bände der gegen 6000 Briefe zählenden Sammlung herausgegeben. Wie er in seiner

Vorrede bemerkt, hat er nicht jedes Schriftstück berücksichtigt. Auf den Abdruck von inhaltlich wertlosen oder allzu weitläufigen Briefen verzichtet er. Der erste Band ¹⁾ enthält die Korrespondenz des ersten in Basel ansässigen Gliedes der Familie. Der Franke, Joh. Amerbach, der nach bestandnem Magisterexamen vermutlich an der Sorbonne in Paris das Druckerhandwerk erlernt hatte, ließ sich in Basel nieder und eröffnete in dieser für den Humanismus bedeutenden Rheinstadt seine Offizin. In seiner Wahlheimat erlebte er nicht bloß eine Epoche geistiger Hochflut, sondern auch eine politisch bewegte Zeit. Der Schwabenkrieg hatte eine Kluft zwischen dem Reich und der Eidgenossenschaft aufgebrochen, und in der Folge der politischen Ereignisse trat Basel 1501 dem Bund der Eidgenossen bei. Die Briefe Amerbachs aus diesen entscheidenden Jahren werfen nicht den geringsten Lichtstrahl auf Amerbachs Einstellung. Ob der Schreiber überhaupt keine politische Ader hatte, oder ob er als vorsichtiger, kluger Geschäftsmann sich auschwieg, bleibt dahingestellt. Jedenfalls vernehmen wir auch kein Echo auf Briefe, deren Schreiber ihm von Kriegen und politischen Unruhen berichten.

Wer aber sind nun die Adressaten und Schreiber dieser Amerbachkorrespondenz? Von den 490 zum Abdruck gelangten Briefen des ersten Bandes beansprucht der Briefwechsel der Familie den weitaus größten Teil. Und gerade dieser Umstand verleiht der Sammlung ihren besonderen Reiz, wurde doch das Leben der Bürgerfamilie jener Epoche bisher von der Historie vernachlässigt. Die beiden ältesten Amerbach Söhne verlassen vierzehn- und zehnjährig das Elternhaus, um im elsässischen Schlettstadt unterrichtet zu werden. Schon aus dieser ersten Zeit sind zwei Neujahrsbriefe der Buben erhalten, die uns ihre Bildung verraten. Die Briefe sind in einem recht unbeholfenen Latein, aber unter korrekter Anwendung der üblichen Grußformeln verfaßt. Für die Unterschrift holt Bruno sogar seine ersten griechischen Kenntnisse hervor. Von 1501 an sind die Briefe der Söhne aus Paris datiert. Im Laufe ihrer Studien wechseln diese mehrmals das Collegium und scheinen dem Vater mit ihrer Unbeständigkeit manchen Ärger verursacht zu haben. Sogar die Mutter rafft sich zu eindringlichen Mahnbriefen auf. Diese mütterlichen Schreiben und diejenigen des Töchterleins, das in einem Kloster zur Erziehung weilt, sind übrigens fast die einzigen, die in deutscher Sprache abgefaßt sind. Beinahe die ganze übrige Korrespondenz stellt eine Stufenleiter vom primitivsten Vulgärlatein bis zur geschraubtesten humanistischen Ausdrucksweise dar.

Einen weiteren Kreis der Brieffreiber bilden Gelehrte, die dem Drucker Amerbach ihre Aufträge geben. Bekannte Namen wie Wimpfeling, Pellican und Reuchlin finden sich darunter. Der letztere war Amerbach mehrmals behilflich bei der Korrektur von griechischen Partien, so z. B. in der Herausgabe der Werke Augustins.

Schließlich spiegelt die gesamte Korrespondenz noch das gesteigerte Selbstbewußtsein der Humanisten wider. So schreibt Sycamber aus dem Kloster Hagen in beleidigtem Ton, weil Amerbach eines seiner Werke nicht genügender Beachtung gewürdigt hatte, er wisse, daß dieser es einmal bereuen werde, sich um den Gewinn gebracht zu haben, seine literarischen Erzeugnisse zu drucken, wenn ein anderer seine Werke der Welt zugänglich mache. Seine Auslagen bekräftigt er mit der Bemerkung, ein gelehrter Herr habe ihm versichert: „O felicem illum impressorem qui hoc opus imprimit“.

Die Briefe des zweiten Bandes führen in die Gelehrtenwelt des Zeitalters. Bonifacius Amerbach, der im In- und Ausland seine juristischen Studien betreibt, steht im Zentrum. Er korrespondiert mit den berühmtesten Männern seiner Zeit — Erasmus gehört zu seinem engern Freundeskreis — und nimmt regen Anteil an allem, was auf geistigem Gebiet geleistet wird. Auch im Briefwechsel des Sohnes tritt wie in dem des Vaters das politische Geschehen in den Hintergrund. Wenn wir trotzdem von Karl V. hören oder von den Kämpfen in Italien, die unter starker Beteiligung der Eidgenossen zum Austrag kamen, so geschieht es bloß beiläufig. Nicht einmal die Katastrophe von Marignano findet irgend eine angemessene Würdigung. Umso intensiver wird Luthers Kampf für das unverfälschte Evangelium verfolgt, auch von Avignon aus, wo Bonifacius beim Mailänder Gelehrten

¹⁾ Ufr. Hartmann: Die Amerbach Korrespondenz. I. Bd.: Briefe aus der Zeit Johann Amerbachs 1481—1513. II. Bd.: Die Briefe aus den Jahren 1514—1524. Verlag der Universitätsbibliothek, Basel 1943.

Alciato studiert. Rhenan orientiert den Freund über die reformatorischen Anfänge und meldet: „Tota Germania studet Lutherio“. Prompt beantwortet dieser den Brief und setzt sich in seinem Antwortschreiben eingehend mit der reformatorischen Bewegung auseinander. Seine Sympathie gehört dem kühnen und tapfern Augustinermönch, der seine Sache vor Kaiser und Reich verteidigt, und begeistert ruft der Brieffschreiber aus: „Quid enim Lutherio inculpatius, quid Reuchlino integrius, quid Hutteno constantius!“

Die zwischen die Humanistenbriefe eingestreuten Familiennachrichten bieten dem Leser willkommene Abwechslung. Die Schwester Margarete sorgt als gute Familienmutter auch noch für den Bruder in der Fremde und macht sich gelegentlich allerlei Gedanken über seine lange Abwesenheit. Sie bittet ihn jedenfalls angelegentlich, keine Ausländerin als Gemahlin nach Hause zu bringen, „denn wir verstend die welschen nit“. Auch auf diesem Gebiet ist sie mit ihrer schweesterlichen Hilfe sehr bereitwillig. Zwischenhinein vernehmen wir einiges aus der Basler Lokalgeschichte oder hören, daß der in Büchern bewanderte Bonifaz einer Verwandten einen Psalter besorgen muß, wie sie damals Mode waren, geschmückt mit Steinen aus der Burgunderbeute.

Den beiden Bänden sind Handschriftenproben beigegeben, die mithelfen, den Kontakt des Lesers mit den Schreibern herzustellen, die aber auch etwas von der großen, mühevollen Arbeit des Herausgebers verraten. In diesem Zusammenhang muß noch der ausführliche Kommentar erwähnt werden, durch den Hartmann den Genuß der Lektüre wesentlich steigert. M. Greiner.

Träumereien eines einsamen Spaziergängers.

Raum drei Monate vor seinem Tode hat Rousseau die zehnte seiner „Rêveries d'un promeneur solitaire“ niederzuschreiben begonnen, die er nicht mehr vollenden sollte, und in dieser letzten Betrachtung kehrt der vielfach Geschlagene und vom jenilen Verfolgungswahn Gepeitschte in Gedanken zu seinem entscheidenden Jugenderlebnis, zur Begegnung mit der Frau von Warens zurück. Es ist als ob sich damit ein wahrer *circulus vitiosus* schließe und als ob der Befreier der Gefühlswelt, der selbst an der Widersprüchlichkeit seiner Gefühle zerbrochen ist, sich wiederum zu der Lebensstufe zurückgefunden habe, die er im Grunde zeit seines Lebens nie überwunden, zur Stufe des jugendlichen Schwärmers. In der Tat läßt man diese Träumereien mit höchst gemischten Gefühlen an sich vorüberziehen, und man kann sich fragen, ob dieses Werk uns ein würdiges Bild des großen Genfers zu vermitteln vermag¹⁾. Viele Gedankenreihen, besonders die Wahnidee des Verfolgtseins nicht nur von allen Mitmenschen, sondern von aller Kreatur, können höchstens für den Psychiater als Beispiele von typischen Wahnkombinationen instruktiv wirken, ja, sie sind umso eindrücklicher, als sie von einem äußerst subtilen Geist geschaffen wurden. Freilich schwingt sich der greise Rousseau selbst zwischen den Zwangsideen zu prächtigen Bildern und klaren Überlegungen auf, etwa dort, wo er vom Wesen der Wahrheit und der Gerechtigkeit und von ihrem sozialen Wert spricht oder wo er seinen Aufenthalt auf der Petersinsel als höchste Erfüllung seiner Natur- und Einsamkeitssehnsucht in der Erinnerung herausbeschwört. Allein Nietzsches Wort „Der Mensch ist schwer zu erkennen, sich selber noch am schwersten“ gilt in ausgezeichnetem Maße von Rousseau. Denn, trotz der nach allen Richtungen betriebenen Selbstzerkrümelung, bleibt er, wie R. J. Humm in seinem meisterhaft deutenden Vorwort betont, sich selber fremd, und die tiefsten Ursachen seiner seelischen Misere, eine nicht zu tarnende Eitelkeit und Empfindlichkeit und das verdrängte Schuldgefühl ob vernachlässigter Vaterpflichten — Rousseau hat seine Kinder in die Findelhäuser gesteckt —, dies alles hat er wohl zuweilen verstanden, aber nie wirklich anerkannt. Trotz seinem Trieb zur Wahrhaftigkeit kommt er nicht zur Erkenntnis persönlicher Schuld, eben weil nach seinem Glauben die reine Natürlichkeit, der er zu leben glaubte, frei von Schuld ist. In Wahrheit geht ihm die naturnotwendige Demut der Kreatürlichkeit ab, und zudem besteht in ihm ein Widerspruch, der für die Gespaltenheit seines Wesens aufschlußreich

¹⁾ Jean-Jacques Rousseau: Träumereien eines einsamen Spaziergängers, verdeutsch und mit einem Vorwort von R. J. Humm. Schwabe, Basel 1943.

ist; auch in seiner Beziehung zur Natur bleibt er zumeist intellektuell-rationalistisch, ein panisches Erlebnis der Natur, wie es Humm nennt, können wir kaum feststellen; denn niemand wird behaupten, daß Rousseaus Lieblingsbeschäftigung, das Sammeln und Bestimmen der Pflanzen, aus einem urtümlichen Einssein mit der Natur erwächst. Darin ist er eben doch, wenn er auch den Weg für das Neue freigelegt hat, seinem rationalistischen Zeitalter verhaftet.

Fügen wir hinzu, daß die Übersetzung H. J. Humms im Ganzen äußerst frisch wirkt und daß nur an wenigen Stellen das Französische unangenehm durchschimmert, etwa in den Ausdrücken „... das einzige Mittel, nicht zu Boden geworfen zu werden“ (S. 40) oder „ich ... kehrte auf meinen Schritten zurück“ (S. 197).

Sicher aber wäre eine Auswahl aus den Werken der gesünderen Lebensstufen Rousseaus verdienstvoller gewesen.

Harl Febr.

Begegnung mit Stefan Zweig.

Der Bermann-Fischer-Verlag ließ seinen früheren Stefan-Zweig-Bänden im letzten Herbst „Zeit und Welt“ folgen¹⁾. Richard Friedenthal gab Aufsätze und Reden seines Freundes heraus, die von den ersten Jahren bis ins Todesjahr reichen.

Es ist unmöglich und pietätlos, hier einige dieser Kostbarkeiten aus ihrem Zusammenhang herauszureißen und als Proben vorzuführen. Ein kurzer Blick über das Ganze hinweg soll ahnen lassen, welcher Reichtum hier zusammengetragen wurde.

Größen der Literaturgeschichte sind hier gewürdigt; Namen wie Lord Byron, Marcel Proust, Tolstoi tauchen auf. Mit klarem Worte ist ihr Schicksal umrissen, ihr Denken, Dichten und Leben gedeutet. Besondere Erwähnung verdient der Aufsatz: Mater dolorosa. Hier deutet der Dichter — und diesen Titel kann man Zweig nicht streitig machen — aus den Briefen der leidzerquälten Mutter Nietzsche an Overbeck, aus diesen Zeugen einfachen Lebens und mütterlichen Liebens, das Werk und die Bedeutung des Philosophen Friedrich Nietzsche.

Unter den Naturschilderungen stehen einige Stimmungsbilder besonders hervor. In den Aufsätzen Chartres und Oxford aber sind ewiggültige Gedanken einer über sinnlichen Lebens- und Kunstbetrachtung niedergelegt, jodaß sie neben der Schilderung einer verjunkten Welt — „Das Wien von gestern“ — und der dokumentarisch interessanten Rußlandreise nicht vergessen werden dürfen.

Der dritte Teil bietet den Schlüssel zu den beiden ersten Kapiteln. In den Aufsätzen und Reden über die allgemeine Geschichtsbetrachtung — ich denke nur an „Geschichtsschreibung von morgen“ und „Die Geschichte als Dichterin“ — legt der Dichter seine Geschichtsauffassung nieder, im äußerst interessanten Vortrag „Das Geheimnis des künstlerischen Schaffens“ und der einzigen Buchbesprechung der ganzen Sammlung „Thomas Mann: Lotte in Weimar“ seine Kunstanschauung und damit das Geheimnis seiner eigenen großen Schöpfung.

Die Nachteile dieses Sammelbandes dürfen ruhig auch erwähnt werden. Daß der Aufbau nicht mehr so straff durchgeführt ist wie im gleich orientierten Band „Begegnungen“ — Herbert Reichner, Wien, 1937 —, erklärt sich mit der fremden Hand, die über der Ausgabe waltete. Die starke Berücksichtigung gewisser Themen — Die Rede über Wien ist die einzige deutsche Landschaftsschilderung — ist aus andern Gründen sehr begreiflich. Wir dürfen aber über diesen kleinen Nachteilen nicht vergessen, daß dieses „Zeit und Welt“ lebendig ist und bleiben wird, daß uns aus diesen Seiten der echte Stefan Zweig entgegentritt, und dieses Buch auch die Zeiten überdauern wird, weil es der Welt etwas zu sagen hat.

H. J. G. a. u. ch.

Das Modell.

Wenn schöne Literatur nicht nur ästhetische Wirkungen erzielen soll, sondern zugleich den ethischen Zweck verfolgen darf, unsere eigene Erkenntnis zu fördern, so besitzen Romane, die künstlerische Gestaltung mit kritischer Darstellung unseres

¹⁾ Stefan Zweig: Zeit und Welt. Gesammelte Aufsätze und Vorträge 1904—1940. Bermann-Fischer, Stockholm 1943.

intimern Eigenlebens vereinigen, ihren doppelten Wert. Wieviel stärker spricht uns nicht ein Kunstwert an, das unsere eigene gewohnte Umgebung, unsere bekannte Lebensweise, unser anderes Ich widergibt oder in künstlerische Vision umprägt, als ein Wert reiner Phantasie! So greift man denn auch gerne zu diesem Buche, das die Verfasserin im Untertitel einen „Basler Künstlerroman“ nennt¹⁾. Eigentlich enthält er mehr als dies. Wir finden in ihm eine Enthüllung eines der Außenwelt meist verborgenen Stücke Basler Kulturleben, nicht ein bloßes Künstlergeschick. Wie Keller seine Zürcher Landsleute und Gotthelf seine Berner Bauern darstellte, so läßt unsere Verfasserin hier ihre Basler Mitbürger wahr und warmblütig vor uns lebendig werden. Daß sie als scharfe Beobachterin ihre Umwelt trefflich zu schildern versteht, hat sie schon in ihrem früheren Roman über die russischen Emigrantenschicksale („Michael Gotter“) bewiesen. Im „Modell“ steht sie nicht mehr als Anfängerin, sondern in voller Reife vor uns. Die Anlage dieses Werkes ist nun breiter, monumentaler, die Verquickung der einzelnen Schicksale kunstvoller gestaltet. Es gehen nebeneinander her die Vertreter einer klassisch vornehmen Altbasler Familie „Falkner“ an der Rittergasse — man erkennt teilweise das dortige Barockhaus „zum Delphin“, das die Verfasserin während Jahren selbst bewohnt hat —; man sieht im Vordergrund den Maler Valentin Falkner, den Sproß dieser Familie, und daneben sein Modell, die der kleinbürgerlich-romantischen Welt entstammende Marie Bohnenblut, mit allen Reizen und Seelennöten eines einfachen Stadtmädchens, daneben weiter die aristokratischen Eltern Falkner, den tüchtigen Bruder Lucas und seine Gattin, dann die biedere Mutter des Modelles und endlich den par dépit angenommenen Gatten Marie's sowie eine Reihe weiterer Nebenpersonen. Über die Handlung selbst wollen wir nichts Näheres verraten.

Ist eine der stärksten Seiten der Verfasserin ihre kritische Beobachtung der selbstgesehenen Umwelt, so zeigt sie weiterhin ein ungewöhnliches Talent in der psychologischen Einfühlung und Erklärung des menschlichen Verhaltens. Der Gang der Dinge wird dargestellt mit einer natürlichen, sprudelnden Lebendigkeit, mit einer Überfülle trefflicher Einfälle, mit schalkhaften Formulierungen und würzigen Glossen. Das Basler Milieu wird glänzend getroffen, mögen auch im Schriftdeutschen gewisse im Dialekt zu denkende Ausdrücke (wie die Grußformen „schönen guten Tag“, „willkommen“) unmöglich sein. Die epische Begabung der Verfasserin tritt wohl am vollkommensten zu Tage nach der intellektuellen Seite, in der reichen Anschaulichkeit und klugen Beurteilung, in der feinen und tiefen psychologischen Charakterisierung, dies mehr als in der Richtung einer ästhetischen Wirkung oder einer gemütvollen oder gar mystischen Stimmungsmalerei und geschmacklichen Nuancierung. Nur kurz eingestreut sind die naturverbundenen, etwa landschaftlichen Ausblicke.

So liest man dieses Buch mit reger Anteilnahme an den darin behandelten Schicksalen, mit steter Spannung und mit wachsender Freude an den geistvollen Bemerkungen, namentlich an der in kühnen Strichen eingeflochtenen Malerei der typisch baslerischen Verhältnisse, etwa des Studentenumzuges am Dies academicus, der Fastnacht usw., und empfindet selten etwas als Länge oder Füllsel. Manches mag nur die Frauen ansprechen. Mag sein auch, daß der Tod des Helden an akuter Blinddarmentzündung, also an fatalem Zufall, nicht jedermann befriedigt. Man legt das Buch gleichwohl nicht aus der Hand, bis man die letzte Seite gelesen hat. Das spricht mehr als alles andere für seinen künstlerischen Wert.

Die Basler Leser aber greifen gerne zu diesem liebenswürdigen kleinen Kunstwerk, weil sie darin ihr eigenes Spiegelbild finden. Zu einer vorurteilslosen Charakteristik des Altstädter- und Kleinstädterlebens war die Verfasserin wie wenige andere von Haus aus befähigt. Als gebürtige Deutschrussin und Tochter des bedeutenden Rechtsgelehrten Prof. Andreas v. Tuhr in Basel geboren, in dieser Stadt und in Straßburg in größeren Verhältnissen aufgewachsen, dann durch Heirat Baslerin geworden, verfügt sie einerseits über die erwünschte Kenntnis der sozialen und kulturellen Verhältnisse ihrer Wahlheimat, andererseits aber auch über die nötige Distanz und Unvoreingenommenheit zu ihrer treffenden Schilderung. Ihr „Modell“

¹⁾ Johanna Von der Mühl: Das Modell. Ein Basler Künstlerroman. Verlag E. A. Hofmann, Zürich 1943.

aber bedeutet für sie mehr als ein neues Kunstwerk aus einer nie in Schlummer versunkenen Werkstatt. Es ist ihr warmes „Bekennnis zu Basel“ und zu ihrem engern Bekannten- und Verwandtenkreise, obwohl die im Roman dargestellten Figuren durchaus keine Kopien lebender Persönlichkeiten sind. Diese subjektive Verbundenheit der Verfasserin mit ihrem Werk bringt diesem noch den letzten, warmen Pulsschlag, dessen es bedarf, um den Leser zu fesseln.

E d u a r d H i s .

Die Seele des Balkans.

Jeden Tag lesen und hören wir Nachrichten von militärischen und politischen Ereignissen in Südosteuropa. Wieviele Zeitungsleser und Radiohörer besitzen aber eine deutliche Vorstellung von diesem geheimnisvollen Schicksalsraum am Rande des Kontinents? Interessiert und gespannt nimmt man daher das neueste Werk von Janko Janoff zur Hand¹⁾. Der Reiz des Buches liegt nicht in einer Fülle merkwürdiger Einzeltatsachen, sondern in dem kühnen Unternehmen, dem Leser ein unmittelbar anschauliches Bild vom Wesen des balkanischen Menschen und seiner Welt zu entwerfen. Janoff sucht die lebendige Einheit, die allen landschaftlichen, volkstümlichen und geschichtlichen Tatsachen zugrunde liegt: die Seele des Balkans. Einem musikalischen Thema vergleichbar, tritt diese balkanische Seele in immer neuen Variationen in Erscheinung. Wir lernen ein elementares Menschentum kennen, das sich trotz jahrhundertelanger Fremdherrschaft mit unerhörter Zähigkeit gegen Ost und West zu behaupten mußte. Unter diesem Aspekt gewinnt der Balkan ein ganz anderes Gesicht. Aus einem halborientalischen Unruheherd am Rande des europäischen Kontinents wird ein unverjaglicher Kraftquell von säkularer Bedeutung. „Denn der Südosten ist nicht nur geographisch ein Teil Europas . . . , er ist der Schutzwall des Erdteils gegen die Fluten, die aus allen Himmelsrichtungen immer wieder gegen Europa angerollt sind. Seine Bewohner sind die Wache des Abendlandes an der Grenzscheide der Kontinente und bleiben für immer die ältesten und treuesten Brüder des Abendlandes. Solange der Südosten stark und weisensecht bleibt, wird die abendländische Welt immer quellere Kräfte besitzen, um sich in Stunden der Ermüdung zu erneuern und aufzufrischen. . . . Und je mehr Technik und Industrie, chemische Fabriken und Atomenwunder im zivilisierten Abendlande gegründet werden, desto größer und überdauernder wird die Bedeutung des Reservoirs bäuerlicher Kräfte, das man noch immer so irrtümlich und fremd ‚Balkan‘ nennen muß.“ Diese Sätze zeigen, welche Bereicherung und Vertiefung die heutige Diskussion über das Thema „Europa und die Seele des Ostens“ gewinnt, wenn der Blick nicht nur einseitig auf Rußland gerichtet bleibt, sondern auch den Balkan mit umfaßt. Zugleich wird aber auch die Gefahr deutlich sichtbar, die hinter allen solchen Betrachtungen lauert. Wer seine Aufmerksamkeit auf das Wesen der Erscheinungen richtet, der muß sich doppelt hüten, keinen ideologischen Voreingenommenheiten zum Opfer zu fallen. Nur allzu leicht werden zeit- und standortsgeladene Konstruktionen mit dem Wesen der Erscheinungen verwechselt, insbesondere wenn sich das Denken in Antithesen, wie Ost und West, Abend und Morgen, bewegt. Wenn beispielsweise Janoff den balkanischen Menschen nur in einem betonten Gegensatz zum Christentum sieht, so wird er dem vielfältig geschichteten und verschlungenen Glaubenshintergrund nicht gerecht. An die Stelle einer Wesensanalyse tritt eine ressentimentale Konstruktion, die keineswegs mit den wirklichen Gegebenheiten übereinstimmt, wohl aber mit bestimmten, geschichtlich geprägten Vorbildern, in diesem Falle offenbar mit Niezsches Auffassung vom Christentum. In ähnlicher Weise bleibt auch der bäuerlich-antibürgerliche Charakter des balkanischen Menschen zu unbestimmt. Janoff setzt den bürgerlichen Menschen ohne Bedenken gleich mit jener Karikatur des Bürgers im 19. Jahrhundert und beachtet den Wesensunterschied zu wenig, der innerhalb des Bauerntums zwischen Ackerbauern und Hirten besteht.

Wesentlich besser fundiert als die oft im Ungefähren schweifenden Betrachtungen über das Wesen des balkanischen Menschen scheinen uns die Untersuchungen

¹⁾ Janko Janoff: Zwischen Abend und Morgen. Eine Balkanrhapsodie. Helsing, Leipzig 1943.

über das Balkanerlebnis im europäischen Geistesleben. Unter dem Titel „Sehnsucht und Versöhnung“ zeigt Janeff eine Entwicklungslinie in der deutschen Literatur auf, die man geradezu als eine Balkan-Renaissance bezeichnen und der Renaissance des klassischen Altertums gegenüberstellen könnte. Diese Bewegung setzt ein mit Herder und führt über Goethe und Jacob Grimm bis zu Grillparzer und Fallmerayer, dem von Hebbel so hoch geschätzten Verfasser der „Fragmente aus dem Orient“. Flucht vor Europa und Sehnsucht nach Wiedergeburt aus dem Erlebnis eines west-östlichen Ausgleichs führten zur Entdeckung des Balkans in der europäischen Literatur an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Aus einer ähnlichen Lebensstimmung heraus wurden die Balkanrhapsodien Janko Janeffs geschrieben. Die Frage bleibt offen, was an dieser balkanischen Renaissance romantischer Traum bleibt und was konkrete Wirklichkeit wird.

Donald Brinkmann.

Jugend und Familie.

In der sozialistischen Presse wurden die Vorträge aus dem Kreise der „Schweizerischen Fürsorgerinnen“ gerühmt; auch anderwärts mag das der Fall gewesen sein¹⁾. Wir wundern uns darüber, weil das Lob aus dem Munde von Leuten kommt, die im Grunde genommen so ganz anders denken, bei denen die Familie wirklich „in ihrer heutigen Verfassung einen der Hauptherde des Materialismus“ darstellt, die in der Schule praktisch die „Gleichmacherei“ und „die Überschätzung der wissenschaftlichen Schulung in Verbindung mit einem leichten Fortschrittsaberglauben“ pflegen und die im Berufsleben „den größeren Teil der Schaffenskräfte brach liegen lassen“. Man hätte eher erwartet, daß sich diese Leute gegen die von Zbinden erhobenen Vorwürfe aufbäumten.

Wenn sie dies nicht taten, so spricht das für die Trefflichkeit des Vortrages, der sich zum Ziele setzte, „die Umstände zu charakterisieren, in die die heutige Jugend sich gestellt sieht“. Mit erfrischender Klarheit weist der Verfasser auf die Fehlentwicklungen von Familie, Schule und Berufsleben hin, überall mit dem Bestreben, an der Stelle des materialistischen Denkens dem Geiste Bahn zu brechen. So wirbt er um Verständnis für eine vollere Art von Existenz, als sie heute üblich ist. An vielen Stellen — der Abschnitt über Staat und Kirche ist allerdings etwas mager geraten — möchte man am liebsten gleich ganz konkrete Vorschläge anstatt bloß allgemeiner Kritik sehen. Wären aber die lobenden Besprecher dafür auch schon reif?

Die zweite Vortragende, Dr. Esther Obermatt, singt ein dichterisch beschwingtes Hohes Lied auf die Familienerziehung, insbesondere auf die Erziehung durch die tatkräftige Mutter. Gegenüber dem Hängen und Aneben an stofflichen Gütern ruft auch sie den Geist zum Siege auf.

Walter Silberbrandt.

Bücher über Kunst.

Seltames Erlebnis: Inmitten der von Tod und Zerstörungen berichtenden Tageszeitungen bringt die Post — wie einen Gruß aus einer längst entschwundenen, besseren Zeit — ein Päcklein mit dem um 1846 entstandenen *Skizzenbuch von Adolf Menzel* (1815—1905). Die von Walter Weidmann im Verlag Mann zu Berlin herausgegebene vorzügliche Faksimile-Ausgabe in Lichtdruck ist ein wahres Schatzkästlein, dessen Kostbarkeiten und intime Reize beim Betrachter allerdings einen offenen Sinn für die Schönheiten und den persönlichen Ausdruck von Bleistiftzeichnungen voraussetzen. Wie anders war das Leben zu Menzels Zeit als heute! In diesen Skizzen, die größtenteils Menschen aus dem engsten Familienkreis des Meisters darstellen, offenbart sich die heitere Beschaulichkeit des Biedermeier: die Schwester Emilie am Nähtischchen, Bruder Richard am Fenster, Studenten und Damen auf der Promenade, — alle von ungespielt liebenswürdigem Wesen und schlichter gepflegter Kleidung. Neben einigen etwas schulmäßig gezeichneten Gewandstudien, finden sich Skizzen, die das Leben auf der

¹⁾ Hans Zbinden und Esther Obermatt: *Jugend und Familie in der Krise der Gegenwart*. Leemann, Zürich 1944.

Straße erfassen; Menzel, unermülich und vor keiner perspektivischen Verkürzung zurückschreckend, hat aus seiner Wohnung im zweiten Stockwerk Menschen, Pferde und Fuhrwerke von oben scharf beobachtet. Die Zeichnungen ehrwürdiger Bäume im nahen Park mögen vorerst an die unpersönliche Korrektheit von Zeichenvorlagen erinnern; sie sind aber von einer feinen, verhaltenen lyrischen Empfindung erfüllt. Der von Menzel früher bevorzugte harte spitze Stift ist in diesem Skizzenbuch von einem weicheren abgelöst worden, wie denn auch in diesen Jahren der unerbittlich gegenständliche Stil des Meisters sich tonig auflodert, stimmungshaft belebt und malerischer wird. Immer aber bewahrt Menzel, selbst in der flüchtigsten Umrißkizze jene erstaunliche Treffsicherheit, die in einem Zuge richtige Maßverhältnisse und die formenverbindende große Bewegung zu geben vermag.

Im größten Gegensatz zum empfindsamen Stimmungsnaturalismus Menzels stehen die vom Verlag D. P.recht unter dem Titel *Destins 1939-1940-1941-1942* herausgegebenen 44 Tuschezzeichnungen von *Franz Masereel*, der 1940 mit dem endlosen Flüchtlingsstrom von Paris nach Südfrankreich ziehen mußte. Sein Buch will in Gruppen von 2—3 Blättern Erlebnisse und Einzelschicksale geben, die in ihrer Gesamtheit den Begriff Krieg ausmachen sollen. Die Folge ist durchwegs auf der Gegenüberstellung „friedliches Gestern — grauenvolles Heute“ aufgebaut und daher schon thematisch eindrücklich. Es muß anerkannt werden, daß Masereel einer der wenigen lebenden Künstler ist, die sich mit dem Zeitgeschehen eingehend und fast ausschließlich befassen und politische und soziale Fragen mit ihren Mitteln darzustellen suchen. Die Frage ist nur, wie ernsthaft und mit welchen schöpferischen Kräften der Versuch unternommen wird. Während das Thema für Masereel früher lediglich Antrieb zu einer vollwertigen künstlerischen Äußerung war, ist dieses nachgerade vielfach Selbstzweck geworden. Die zunehmende Neigung zur Illustration und vor allem zur Tendenzdarstellung hat seine Formensprache zusehends ausdrucksarm und banal werden lassen. Im Holzschnitt stand Masereel unter einer weitgehend durch das Material bedingten Verpflichtung zu formal-ästhetischer Selbstzucht, von der er sich beim Gebrauch des gefügigen Tuschepinsels sichtlich frei fühlt. So entstehen an Stelle von inhaltlich und formal künstlerisch gleichwertigen Bildern, eher eine Art monotoner Schlagwörter. Der russische Film hat durch Verwendung charakteristischer Detailaufnahmen und Ausschnitte optisch und seelisch nachhaltige Wirkungen erzielt; die Ausschnitte jedoch wuchsen aus der Bewegung heraus und blieben in ihr drin. Ein anderes ist es aber, den Ausschnitt, oder gar das Bruchstück, zum Hauptelement eines stillstehenden Bildes zu machen. In diesem nämlich gewinnt das Bruchstück, die isolierte Einzelheit, fast das Wirklichkeitsgewicht eines Denkmals, bedarf aber, um als solches zu wirken, einer abstrakteren, nicht so zufällig und realistisch gefaßten Form, wie sie Masereel hier gibt. Bei flüchtiger Betrachtung mag die Mehrzahl dieser Zeichnungen wegen ihres „schlagend“ formulierten Inhaltes packen; die Wirkung dürfte jedoch nicht tief und nachhaltig sein. Im Gegensatz zu vielen vorzüglichen früheren Arbeiten Masereels, vermögen die meisten dieser Pinselzeichnungen künstlerisch nicht zu überzeugen, denn sie setzen an Stelle des schöpferisch gestalteten Erlebnisses die optische Trouvaille und ersetzen die große Vision durch den raffinierten Schnappschuß. Daß Masereel damit Erfolg haben kann, ist leider ein Zeichen unserer Zeit, in der weite Kreise bloße Gemütsreizungen für wirkliches Künstlerlebnis halten. Wer sich im Zusammenhang mit diesen „Destins“ des Unterschiedes zwischen einer von tiefer Menschlichkeit getragenen großen Kunst und eifertiger zeichnerischer Maché bewußt werden will, vergleiche etwa die beiden Blätter Masereels, auf denen je ein Paar am Boden liegende Beine die Opfer des Krieges darstellen sollen, mit Daumiers „Rue Transnonain“ (Gemordete in einem Zimmer), oder er stelle Masereels peinlich billige Exekutionsszene — er bestreitet sie mit zwei Gewehrmündungen, bombastischem Pulverdampf und einer Reihe Füße — neben Gohas erschütternde „Erziehung von Aufständischen“. Wenn auch die Illustrationsgraphik, vorab die tendenziöse, größere formale Freiheiten genießt als andere Gattungen des bildlichen Ausdrucks, so gibt es doch für alle wirkliche Kunst gewisse allgemeine, stets in Kraft bleibende Gestaltungsgesetze, die nicht ungestraft mißachtet werden können.

Einem Meister von unbestrittener Größe, *Hans Memling* (1430—1499) gilt das mit 100 Bildern und 25 farbigen Tafeln ausgestattete Buch von *Ludwig*

Baldassari, aus dem Verlag Anton Schroll in Wien. Memling war ein lauterer Mensch und ein unproblematischer Künstler. Seinen Werken eignet heitere Ruhe, und sie rufen auf zu stiller Andacht. Der feinsinnigen florentinischen Frührenaissance eines Fra Beato Angelico innerlich verwandt, wird auch Memlings Schönheitsideal vom Ausdruck der gläubigen Seele bestimmt. — Der Text von Baldassari wird inhaltlich und in den Formulierungen auf überlegene Weise dieses Künstlers der Eigenart gerecht. Des Meisters Schaffensgebiete: Bildnis, Andachtsbild und biblische Erzählung, erfahren eine überzeugende Erläuterung. Dem wertvollen Band wäre eine würdigere Ausstattung als die mit billigem Kriegspapier zu gönnen; leider sind zahlreiche Bilder flau, oder in den Farben etwas roh wiedergegeben. 9 Tafeln von Werken anderer Meister belegen die künstlerische Überlieferung, aus der Memling hervorgegangen ist. Erfreulich sind auch die zahlreichen, gut ausgewählten Bildausschnitte, denn die erzählerische Fülle des Meisters — er versteht es innerhalb eines vielgestaltigen Stadtbildes durch eine Mehrzahl geschlossener Figurengruppen ein ganzes Leben Christi darzustellen — muß unter einer Wiedergabe im Buchformat stark leiden. Diese Ausschnitte dienen daher nicht nur einer inhaltlichen Verdeutlichung der Komposition, sie bilden auch vorzügliche Quellen für ikonographische und stilkritische Einzelstudien.

Die von Heinrich Lückeler im Verlag Herder, Freiburg i. Br., herausgegebene Reihe „Der Bilderkreis“ erfreut sich weiterhin großer Beliebtheit. Diese in Text und Bilderschlag gleichermaßen gediegenen Büchlein sind behutsame Wegweiser zur Kunst. Die Verfasser der beiden neu erschienenen Bändchen „Begegnung“ und „Ehrwürdiges Alter“, Reinhold Lindemann und Reinhold Schneider, haben die Klippen der thematischen Betrachtungsweise glücklich vermieden, mit Einführungen, die weniger kunstgeschichtliches Wissen vermitteln, als vielmehr die Werke von ihrem menschlichen Gehalt aus zu deuten suchen. Damit öffnen sie den Vielen, welche die Kunst vom Inhalt her erleben, ein erstes Fenster zur eigentlichen Kunstbetrachtung, die zu einem Erlebnis auch der Form wird.

Die vom Verlag Paul Haupt in Verbindung mit der Bernischen Regierung geschaffene vorzügliche Reihe der Berner Heimathbücher ist um zwei Doppelhefte bereichert worden die von allgemein-schweizerischem Interesse sind. Christian Rubi setzt sich in Heft 13/15 mit der Berner Bauernmalerei auseinander, deren Gestaltungsgrundsätze und Formwandel er gründlich und klar darlegt. Sehr erwünscht sind die maltechnischen Aufschlüsse, die Rubi zu geben weiß. Sie sind keine bloßen Spezialistenrezepte; in ihnen spiegelt sich das ganze Stilempfinden, das Wollen und Können einer kunstfreudigen Bauernsamer. 32 sorgfältig gedruckte farbige Tafeln belegen die Entwicklung der Bauernmalerei von der geometrischen Flächenstrenge der Renaissance über die vegetabile Ornamentik des Bauernbarock, die spielerische Schmuckfreudigkeit des Rokoko, bis zum Zerfall dieser liebenswürdigen Kunstübung, der in dem Augenblick einsetzt, wo die schöpferische Kraft zur Stilisierung innerhalb der Fläche einem Naturalismus weichen muß, der vollplastische Sträußchen mit Schattenschlag auf die Schrankfüllungen hinzubern zu müssen glaubt. Es ist in den letzten zwanzig Jahren allerlei an Pseudovolkskunst hervorgebracht worden; allzu unkritische Erneuerer der Bauernkunst mögen sich aus dieser verdienstvollen, klaren Schrift die grundlegenden Anschauungen über das Wesen und die Grenzen kunstgewerblichen Ausdrucks holen.

Das andere Doppelheft der gleichen Schriftenfolge ist Albert Anker gewidmet. Auf 7 farbigen Tafeln und 32 Abbildungen von zum Teil weniger bekannten Werken wird der reiche Fächer von Ankers Schaffen entfaltet. Die Einführung von Hans Zbinden verbindet menschliche und künstlerische Gesichtspunkte ausgezeichnet. Der Verfasser sieht Anker als Künstler durchaus in richtigen Proportionen, in einer Darstellung, die ruhiges Bekenntnis und kritische Wertung in einem ist. Das im besten Sinne volkstümliche Heft wird sicher viele Freunde finden.

Das zunehmende Bedürfnis nach monographischer Würdigung unserer eigenen Künstler findet seine Berücksichtigung in der von Dr. Oskar Reinhart im Verlag Niehans verlegten Reihe „Schweizer Künstler“, aus der die Hefte über Robert Zünd und Rudolf Koller zu besprechen sind. —

Eine inhaltsreiche Einführung von **Walter Hugelshofer** zeichnet mit Sorgfalt Wesen, Wert und Stellung dieser ausgeprägten Künstlerpersönlichkeiten. Der besondere Wert der Hefte liegt in ihrem ausgezeichneten Bildmaterial; sie enthalten je drei farbige Tafeln und etwa 12 Abbildungen in einwandfreiem Buchdruck. Die starke Berücksichtigung von Studien ist für den Kenner sicher reizvoll, gibt den Laien aber nicht ganz die richtige Vorstellung vom Schaffen der Künstler. Wenn in einem solchen Heft ein zwar kurzgefaßtes, aber in den Grundzügen dennoch zutreffendes Bild der Künstler gegeben werden soll, dürften auf insgesamt 15 Abbildungen doch etwa zwei Hauptwerke mitaufgenommen werden, die — wenn sie auch bei der gegenwärtig vorherrschenden Überschätzung von Skizzen und Studien etwas weniger hoch im Kurs stehen mögen — dennoch eine wesentliche Seite des Künstlers offenbaren. So vermißt man im Heft über Zünd eines jener Werke, in denen er seine spezifische Naturanschauung in letzter Folgerichtigkeit ausgeprägt hat, und **Rudolf Koller** kommt als Maler lebhaft bewegter Tiere auch nicht zum Wort. Mit diesen Hinweisen seien aber die schönen Verdienste der Hefenreihe als solche keineswegs geschmälert.

Im **Morgan-Verlag** Zürich ist von **Karl Hoenn**, dem Kulturhistoriker des Bodenseegebietes, eine mit 72, zum Teil mehrfarbigen Tafeln bereicherte Monographie über den 1883 geborenen Graphiker und Maler **Ernst E. Schlatter** erschienen. — Schlatter gehört nicht zu den richtungweisenden Künstlern der Schweiz. Zwar hat er als langjähriger künstlerischer Leiter der Kunstanstalt Wolfensberger auf dem Gebiet der Lithographie Vorzügliches und Grundlegendes geleistet, aber auch in seiner Malerei hat er eine gewisse Bindung an den früheren Beruf nicht ganz zu überwinden vermocht. Es macht den Anschein, als sei er in demselben gleichsam aus Osimose Maler geworden. Dementsprechend ist seine Kunst ohne große innere und formale Probleme, der gestalterische Wille erscheint nicht sehr ausgeprägt. So hält Schlatter zwischen deutscher Formbesessenheit und welscher Sinnlichkeit eine wohltemperierte Mitte ein, mit einer sauberen und leichtfaßlichen Naturanschauung, die ihren Niederschlag findet in Werken von korrekter, nicht sehr persönlicher Form und unaufdringlicher dekorativer Haltung. In einer Zeit, wo anmaßende Pseudokunst in allen möglichen Gestalten auftritt, mögen die grundehrlichen Bilder Schlatters mit ihren gefälligen Motiven weiten Kreisen Freude bereiten.

Marcel Fischer.

Bücher-Eingänge.

- André, Paul:** Silence obligé. Victor Attinger, Neuchâtel 1944. 217 Seiten, Fr. 9.—.
- Augustin, Hermann:** Dante, Goethe, Stifter. Das fromme Weltbild des Dichters. Schwabe, Basel 1944. 337 Seiten, Fr. 12.—.
- Bachmann, Hans:** Angelsächsische Vorbereitungen und Pläne für die Nachkriegswirtschaft. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1944. 214 Seiten, Fr. 12.—.
- von Balthasar, Hans Urs:** Das Weizenorn. Näber, Luzern 1944. 160 Seiten, Fr. 5.80.
- Barth, Heinrich:** Grundlagen der Gemeinschaft. Fragen und Antworten eines Schweizers. Verlag Buchdruckerei Winterthur AG., Winterthur 1943. 100 Seiten.
- Barth, Heinrich:** Von den Anfängen der griechischen Philosophie. Akademischer Vortrag. Schwabe, Basel 1944. 15 Seiten, Fr. 1.20.
- VIII. Bericht der Schweiz. Zentralstelle für Erhebungen und Studien zur Förderung und Rationalisierung des Straßenverkehrs Via Vita** über ihre Tätigkeit im Jahre 1943. Sekretariat Via Vita, Bern 1944. 82 Seiten.

- Volt, Niklaus:** Gedichte. Francke, Bern 1944. 66 Seiten, Fr. 4.20.
- Brunner, Emil:** Die politische Verantwortung des Christen. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 22 Seiten, Fr. 1.20.
- Burri, Fritz:** Gottfried Kellers Glaube. Ein Bekenntnis zu seinem Protestantismus. Haupt, Bern 1944. 199 Seiten, Fr. 9.—.
- Concinnitas.** Beiträge zum Problem des Klassischen. Heinrich Wölfflin zum 80. Geburtstag am 21. Juni 1944 zugeeignet. Schwabe, Basel 1944. 232 Seiten, Fr. 12.—.
- Daniel, Laurent:** Les amants d'Avignon. Roman. Editions des trois Collines, Genf 1943. 150 Seiten.
- Dommann, Hans:** Das Gemeinschaftsbewußtsein der V Orte in der Alten Eidgenossenschaft. Paul von Matt, Stans 1943. 115 Seiten.
- Eberle, Oskar:** Chlaus vo Flüe. Es Spyl vom Fride. Volksverlag Elgg, St. Zürich 1944. 148 Seiten, Fr. 2.—.
- Fankhauser, Alfred:** Wahlenwart. Roman. Büchergilde Gutenberg. Zürich 1944. 382 Seiten.
- Festgabe Hans Rabholz zum siebenzigsten Geburtstag.** Sauerländer,arau 1944. 196 Seiten.
- Fischer, Max:** Wirtschaftliche und geistige Vorbereitung auf den Frieden. Europa-Verlag, Zürich 1944. 72 Seiten, Fr. 2.50.
- Frey Adolf:** Die Jungfer von Wattenwil. Historischer Roman. Reinhardt, Basel 1944. 332 Seiten, Fr. 7.—.
- Galliker, Adolf:** Schweizerbürger — aktiv oder passiv. Pro Juventute, Zürich 1944. 32 Seiten.
- Glinz, Ferdinand:** Exportförderung. Zusammenarbeit in der schweizerischen Exportwirtschaft. Probleme und Wege. Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen 1944. XII, 191 Seiten, Fr. 9.—.
- Gnehm, Hans R.:** Berufslehrstipendien und ihre Wirkung auf die berufliche Ausbildung. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1944. 98 Seiten, Fr. 4.50.
- Graber, Alfred:** Das Haus am Waldrand. Artemis-Verlag, Zürich 1944. 65 Seiten, Fr. 3.80.
- Greenwood, Robert:** Mr. Bunting und der Krieg. Leben, Lieben und Leiden einer englischen Familie. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1944. 320 Seiten, Fr. 11.50.
- Grobba, Fritz:** Graf. 2. Auflage. Junfer & Dünnhaupt, Berlin 1943. 111 Seiten und 1 Karte, RM. 3.20.
- Herold, Hans:** Praxis des Umfasssteuerrechts. Stand vom Juli 1944. (Lieferungen 1 bis 6.) Verlag für Recht und Gesellschaft, Basel 1944.
- Heßer, Theodor:** Die Fresken Tiepolos in der Würzburger Residenz. Klostermann, Frankfurt a. M. 1943. 89 Seiten und 67 Bilder, RM. 14.50.
- Hilber, Paul und Schmid, Alfred:** Niklaus von Flüe. Im Bilde der Jahrhunderte. Verkehrsverlag Zürich 1943. 204 Seiten mit 93 Bildern, Fr. 42.—.
- Jehouda, Josue:** Die fünf Etappen der jüdischen Emanzipation. Editions Synthesis, Genf. 1944. 148 Seiten, Fr. 4.80.
- Jenny, Frédéric:** Die Landwirtschaft und ihre Probleme. Versuch einer Darstellung im Rahmen der gesamten Volkswirtschaft. Schweiz. Handelszeitung, Zürich 1944. 12 Seiten.
- Kaiser, Tino:** Vergleich der verschiedenen Fassungen von Kleists Dramen. Haupt, Bern 1944. 409 Seiten, Fr. 15.—.
- von Kaschnig-Weinberg, Guido Freiherr:** Die mittelmeerischen Grundlagen der antiken Kunst. Klostermann, Frankfurt a. M. 1944. 84 Seiten mit 64 Abbildungen, Fr. 6.50.
- Klehl, Otto:** Kampf gegen Teufel und Tod im Spiegel altdeutscher Kunst. Kluge & Ströhm, Posen 1943. 32 Seiten und 16 Abbildungen, RM. 2.25.
- Köhler, Walter:** Huldrich Zwingli. Koehler & Amelang, Leipzig 1944. 285 Seiten, RM. 4.50.
- Kunz, Walter:** Die Rechtspflege des Bundes. Das Bundesgesetz über die Organisation der Bundesrechtspflege vom 16. Dezember 1943. Gropengießer, Zürich 1944. 56 Seiten, Fr. 2.50.

- Leicht, Hermann:** Indianische Kunst und Kultur. Ein Jahrtausend im Reiche der Chimu. Drell Füßli, Zürich 1944. 352 Seiten, 155 Bilder und Karten, Fr. 16.—.
- Magnat, G.-E.:** Poésie de l'écriture. S. Sack, Genf 1944. 109 Seiten und 28 Tafeln.
- von Moos, Herbert:** Das große Weltgeschehen. Band V, Lieferung 2. Hallwag, Bern 1944. 40 Seiten.
- Rawiasky, Hans:** Die Personalprobleme der öffentlichen Verwaltung. Benziger, Einsiedeln 1944. 144 Seiten, Fr. 7.20.
- Niedermeyer, Gerhard:** Deutsche Dome. Tazzelwurm-Verlag Albert Jauß, Stuttgart 1943. 128 Seiten mit 97 Bildern, RM. 15.—.
- Olgiate, Rodolfo:** Nicht in Spanien hat's begonnen. Von Erfahrungen und Erlebnissen internationaler Hilfsarbeit. Lang, Bern 1944. 160 Seiten und 6 Tafeln, Fr. 4.50.
- Ossorgin, Michael:** Die Geschichte meiner Schwester. Artemis-Verlag, Zürich 1944. 179 Seiten, Fr. 8.50.
- Portmann, Adolf:** Vom Ursprung des Menschen. Ein Querschnitt durch die Forschungsergebnisse. Reinhardt, Basel 1944. 52 Seiten, Fr. 2.—.
- Puschkin, Alexander:** Die Hauptmannstochter. Dubrowskij. Bühl-Verlag, Herrliberg-Zh. 1944. 337 Seiten.
- Puschkin, Alexander:** Pique-Dame und andere Erzählungen. Bühl-Verlag, Herrliberg-Zürich 1944. 358 Seiten.
- Ratnich, Hugo:** Von Weg und Ziel. Handreichung für heimliche Kinder Gottes. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 160 Seiten, Fr. 6.70.
- Ryffel, Hans:** Das Naturrecht. Ein Beitrag zu seiner Kritik und Rechtfertigung vom Standpunkt grundsätzlicher Philosophie. Lang, Bern 1944. 160 Seiten.
- Schmid, Alfred:** Unsere Familie. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 87 Seiten, Fr. 3.20.
- Schweizer Beiträge zur Allgemeinen Geschichte.** Im Auftrag der Allg. Geschichtsforsch. Gesellschaft der Schweiz herausgegeben von Werner Käf. Band 2. Sauerländer,arau 1944. 230 Seiten, Fr. 12.—.
- Stodar, H. G.:** Wir bereiten uns vor! Aufgaben und Probleme der Nachkriegszeit. Gropengießer, Zürich 1944. 108 Seiten, Fr. 5.—.
- Tier- und Natursagen aus aller Welt.** Mit Zeichnungen von Fritz Buchser. Feuz, Bern 1944. 200 Seiten, Fr. 5.50.
- Tribelhorn-Wirth, Hanne:** Wo fängt Jacqueline an? Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944. 311 Seiten.
- Wahlen, F. L.:** Unser Boden heute und morgen. Etappen und Ziele des schweizerischen Anbauwerks. Atlantis-Verlag, Zürich 1943. 264 Seiten, Fr. 6.50.
- Walser, Robert:** Der Spaziergang. Bühl-Verlag, Herrliberg-Zh. 1944. 142 S.
- von Wartburg, Wolfgang:** Drei Jahre bernischer Außenpolitik. 1519—1522. Buchdruckerei Dr. Weiß, Affoltern a. A. 1944. 165 Seiten.
- Zimmermann, Karl:** Religiöse Jugenderziehung. Zwingli-Verlag, Zürich 1944. 28 Seiten, Fr. 1.80.
- Zürcher, Richard:** Italienische Wandmalerei. Meisterwerke des Freskos vom Mittelalter bis Tiepolo. Atlantis-Verlag, Zürich 1944. 230 Seiten mit 172 Tafeln, Fr. 28.—.
- Zweig, Stefan:** Amerigo. Die Geschichte eines historischen Irrtums. Bermann-Fischer, Stockholm 1944. 132 Seiten.